



Die Tage der Rüstung.

Es war am 4. Juli 1870, als ich mit Frau und zwei Kindern zu einem, wie ich annahm, mehrwöchentlichen Aufenthalt nach Wittekind bei Halle reiste, wo diesen Soolbäder verordnet waren. Wir nahmen den Weg über Gütergohz, wo damals mein Schwager, der Kriegsminister von Roon, auf seinem neuerworbenen Landsitz weilte. Eins von unsern Kindern sollte dort für die Zeit unserer Abwesenheit meiner Schwester in Obhut gegeben werden, und wir wollten die Verwandten vor unserer Abreise noch einmal begrüßen. An der Mittagstafel im Roon'schen Hause trafen wir eine Anzahl Offiziere der Garde-Artillerie, die, auf dem Wege zur Schießübung begriffen, hier in Einquartierung lagen. Mit den meisten der Herren war ich vom Feldzug 1866 her bekannt, und es war daher natürlich, daß gerade der 4. Juli, der Tag nach dem Jahrestage von Königgrätz, manche Erinnerungen an den deutsch-österreichischen Feldzug wachrief und daß diese einen Hauptgegenstand der Unterhaltung bei Tische bildeten. Aber niemand dachte an die Nähe eines abermaligen Feldzuges. Im Gegenteil, die Zuversicht, daß für die nächste Zeit eine Störung des Friedens nicht zu befürchten sei, kam in den über Tisch geführten Gesprächen wiederholt zum Ausdruck. Der Kriegsminister äußerte u. a., die Zeitungen berichteten über allerhand Reisen, die er vorhätte, aber abgesehen von einer dienstlichen Reise zur Besichtigung der Hafenanlagen in Kiel, die er in seiner Eigenschaft als Marineminister zu unternehmen habe, denke er vorläufig nicht daran, sich in diesem Sommer von seiner Scholle zu rühren. Kein Wölkchen schien den Horizont zu trüben. Noch am Abend desselben Tages langte ich in Wittekind an. Am folgenden Nachmittag war mein erster Aus-

gang ein Besuch, den ich meinem Freunde, dem berühmten Chirurgen Professor Volkmann in Halle, machte, um ihm meine Ankunft in Wittekind zu melden und mir zugleich seinen ärztlichen Rat für die Meinen während unseres dortigen Aufenthaltes zu erbitten. Freund Richard empfing mich mit einem Zeitungsblatt in der Hand, das die ersten Andeutungen über die künstlich gemachte Aufregung enthielt, welche die spanische Thronkandidatur des Erbprinzen von Hohenzollern in Paris verursacht hatte. Während Volkmann geneigt war, in dieser Nachricht das erste Anzeichen eines drohenden Kriegesalles zu sehen, durfte ich ihn durch die Mitteilung beruhigen, daß ich erst gestern den Kriegsminister gesprochen habe, und daß in den maßgebenden und unterrichteten Kreisen in Berlin auch nicht im entferntesten daran gedacht werde, daß aus dieser Frage eine kriegerische Verwicklung entstehen könne. Schon der nächstfolgende Tag brachte dann die Kunde von der Interpellation, welche aus Anlaß der erwähnten Thronkandidatur in der französischen Kammer an die Regierung gerichtet worden war und von den Verhandlungen, in denen diese Frage bereits ein unerwartet ernstes Gesicht bekommen hatte. Mit einer von Tag zu Tag sich steigenden Spannung wurde von nun an der Ankunft der Zeitungen entgegen gesehen, bis durch den bekannt gewordenen Verzicht des Erbprinzen von Hohenzollern jeder Anlaß zu einer Störung des Friedens beseitigt und die ganze Frage in der einfachsten Weise erledigt und aus der Welt geschafft zu sein schien. Aber die Kunde von den Ems' Vorgängen, die der Telegraph am 13. Juli durch die Lande trug, und die verlegende Forderung Benedettis an König Wilhelm wirkten selbst in dem stillen Wittekind wie Alarmrufe und überzeugten auch diejenigen, die bis zum letzten Augenblicke einen Friedensbruch aus Anlaß dieser für Deutschland völlig gleichgiltigen Frage für unmöglich hielten, von der Wahrscheinlichkeit des Krieges. Dennoch glaubte ich, den mir erteilten Urlaub nicht eher unterbrechen und nach Potsdam zurückkehren zu sollen, als bis mich der ausdrückliche Befehl meiner Vorgesetzten zurückberief. Dies geschah am 16. Juli, nachdem am 15. die Mobilmachung der ganzen Armee unmittelbar nach der Rückkehr des Königs aus Ems angeordnet worden war. Nun durfte auch ich selbstverständlich nicht zaudern, mich auf meinen Posten zurückzugeben, während ich Frau und Kinder vorläufig in Wittekind zurückließ, wo sie erst den weiteren Verlauf der Dinge abwarten sollten. Am Abend dieses Tages vereinigte der damals zu Halle im Ruhestand lebende Professor Steinhart, dem ich in Schulpforte besonders nahe gestanden hatte, mehrere aus Halle

ausziehende ehemalige Pförtner um sich. Mit jugendlicher Frische und Begeisterung sah der alte fast siebenzigjährige Burschenschaftler der Verwirklichung der Träume seiner Jugend entgegen. In einer den Ausziehenden gewidmeten Ansprache sprach er schon an diesem Tage die Erwartung aus, daß wir nicht wiederkehren möchten, ohne das geraubte Elsaß und den deutschen Kaiser mitzubringen. Bevor ich Wittkind am 17. Juli verließ, um nach Potsdam zurückzukehren, durfte ich noch in Halle dem mir unvergeßlichen Universitätsgottesdienst beiwohnen. In einer zündenden Predigt, welcher das majestätische Abschiedswort des Herrn an seine Jünger zu Grunde lag: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden — und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ entflamte Prof. D. Beyerschlag die Hinausziehenden zu heiliger Begeisterung für den bevorstehenden ernstern Kampf. Ich kann mich nicht besinnen, jemals aus einem Gottesdienst innerlich so gestärkt und in so zuversichtlich gehobener Stimmung heimgekehrt zu sein wie aus diesem. Einer der letzten noch fahrplanmäßig von Halle abgelassenen Züge brachte mich, wenn auch mit großer Verspätung, nach Berlin und von da eilte ich nach Potsdam.

Die Tage zwischen meiner Heimkehr und der Abreise ins Feld waren zwischen der Beforgung meiner eigenen Ausrüstung und der Aushilfe geteilt, die ich meinem Schwiegervater, dem Feldpropst Thielen, bei der fast erdrückenden Arbeitslast, die auf seinen Schultern ruhte, leisten durfte. Die erstere war in verhältnismäßig kurzer Zeit und noch lange vor der mir gestellten Frist vollendet. Der Feldwagen, dessen ich bedurfte, wurde mir von meinem seligen Vater gestellt, der in jenen Wochen gerade im Begriffe stand, aus seinem Großtiner Pfarramt zu scheiden, das er 51 Jahre hindurch in reichem Segen verwaltet hatte. Ihm war es eine Freude, den Sohn für dieselben Wege auszurüsten zu helfen, auf denen er selbst einst im Jahre 1815 als jugendlicher Feldprediger nach Frankreich hinausgezogen war, und mir hat der geräumige und bequeme schlesische Plauwagen, den er mir überließ, während des ganzen Feldzuges vortreffliche Dienste geleistet. Auch die erforderlichen Pferdegeschirre, Sattel und Baumzeug für das Reitpferd, sowie die zur persönlichen Ausrüstung gehörigen Bedürfnisse waren bald beschafft. Die Erfahrungen, die ich in dieser Beziehung vor vier Jahren im österreichischen Feldzuge gesammelt hatte, kamen mir dabei sehr zu statten. Zu meiner großen Freude wurde ich wieder wie damals der ersten Garde-Infanterie-Division als Felddivisionspfarrer überwiesen und zugleich mit den Geschäften des Militäroberpfarrers beim Gardekorps be-

auftragt. Auch die dadurch erforderlichen dienstlichen Meldungen bei meinen Vorgesetzten waren bald erledigt. Um so mehr blieb mir Zeit, dem Feldpropst bei der Fülle von Arbeit, die in diesen Wochen zu bewältigen war und welche die Arbeitskraft eines einzelnen Mannes bei weitem überstiegen, hin und wieder helfend zur Seite zu stehen. Ich kann heute nach 25 Jahren nur immer noch mit Bewunderung der Umsicht und Ausdauer gedenken, mit welcher der Feldpropst den an ihn in den Tagen der Mobilmachung herangetretenen Forderungen gerecht geworden ist. Von der Unterstützung, die der Feldpropst der Armee jetzt auch in Friedenszeiten an einem oder mehreren ihm zur Verfügung gestellten Hilfskräften findet, war damals nicht die Rede. Nicht einmal ein Sekretär stand ihm zu Gebote. Dabei galt es, über 200 Feld- und Lazarettpfarrer persönlich zu berufen, mit Vokationen und Legitimationen zu versehen und an die rechte Stelle zu weisen, für die nicht im Stat vorgesehenen Feldgeistlichen die zu ihrem Unterhalt bestimmten Gelder zu senden und darüber Rechnung zu führen, viele nötige und unnötige Fragen zu beantworten, daneben mit geistlichen und weltlichen Behörden aller Art über die Einberufung und Abberufung, über Besoldung und Stellung der einzelnen Geistlichen zu verhandeln, wohl auch unmögliche und unverständige Zumutungen von Privaten und Vereinen abzuwehren, die eine weit über das zulässige Maß hinausgehende Vermehrung der seelsorgerischen Kräfte im Felde forderten. Tagtäglich gingen zahllose Meldungen und Bewerbungen um Feldpredigerstellen ein, darunter viele, die entweder ohne weiteres abgelehnt werden mußten, oder die erst einer eingehenden Erkundigung nach der Tauglichkeit der Bewerber bedurften. Wenn irgend jemand, so durfte der Feldpropst in jenen Tagen mit dem Apostel darüber Klage führen, „daß er täglich werde angelaufen und Sorge trage für alle Gemeinden“. In Dingen, die sich schriftlich mit zwei Zeilen hätten erledigen lassen, mußten manchmal stundenlange Besuche empfangen werden. Dabei ist hier die Arbeit nicht wie bei andern Behörden mit der vollendeten Mobilmachung abgethan gewesen, sondern bei dem vielfachen Wechsel, der im Verlaufe des Feldzuges in dem Personal der Feldgeistlichkeit eintrat, ist die Fülle der Arbeit fast dreiviertel Jahr hindurch sich völlig gleichgeblieben. Zu alledem gehörte nicht bloß eine seltene Arbeitskraft, sondern vor allem ein seltenes Maß von ausdauernder Geduld und hingebender Liebe, und gerade darin war mein seliger Schwiegervater das Muster eines Vorgesetzten. Es war mir daher eine Freude, wenigstens in den Tagen der Mobilmachung selbst, in denen er mit einer Fülle von Geschäften über-

häuft war, die ihn kaum zu Aem kommen ließen, hin und wieder Handreichung thun zu dürfen.

Bei der fast täglichen Anwesenheit in Berlin, zu welcher ich dadurch veranlaßt wurde, hatte ich vielfach Gelegenheit, die Sicherheit und Ruhe zu bewundern, mit welcher die Mobilmachung sich vollzog. Zwar begann Berlin bald einem großen Feldlager zu gleichen. Man sah feldmäßig ausgerüstete Truppen, Geschütze und Wagenkolonnen aller Art durch die Straßen ziehen. Aber nirgendwo merkte man etwas von Überhastung und sich überstürzender Eile. Vor allem war die fast erhabene Ruhe, mit welcher der Kriegsminister alle die Vorbereitungen zum Kriege betreffende Angelegenheiten behandelte, geradezu bewundernswert. Wiederholt bin ich in jenen Tagen zu kürzerem oder längerem Besuche im Kriegsministerium gewesen und nichts ließ hier darauf schließen, daß wir seit dem 19. Juli im ausgesprochenen Kriegszustande mit Frankreich uns befanden. Ich war nicht wenig erstaunt, als Moon nach einem Tauffest im Neuen Palais, bei dem wir uns trafen, mich fragte, ob ich Lust hätte, mit ihm auf sein Landgut Gütergohz hinauszufahren, wo er den Abend und den folgenden Tag zubringen gedächte. „Hast Du denn dazu Zeit?“ fragte ich verwundert, worauf er mir erwiderte: „daß es seit dem Augenblicke, in welchem die Mobilmachungsordre hinausgegangen wäre, für ihn kaum noch etwas zu thun gäbe. Die Mobilmachungsmaschine arbeite so musterhaft sicher und so völlig ohne Reibungen, daß auch nicht eine Anfrage der General-Kommandos oder anderer Behörden zu beantworten nötig gewesen wäre.“ Wenn schon diese völlige Bereitschaft, die in der Mobilmachung zu Tage trat, dazu diene, ein Gefühl der Sicherheit und freudigen Zuversicht hervorzurufen, so wurde dieses Gefühl noch verstärkt durch die zuverlässigen Nachrichten, die man im Kriegsministerium über den weiten Rückstand hatte, in welchem sich die Vorbereitungen auf französischer Seite noch befanden. Es wird mir unvergeßlich bleiben, mit welcher Zuversicht der Kriegsminister schon am 19. Juli die Überzeugung aussprach, daß es nach den hier eingegangenen Nachrichten den Franzosen unmöglich sein würde, uns mit einem Einfall über die Grenzen zu vorzukommen; es sei ja möglich, daß sie mit großem Glat 40—60000 Mann an die Ostgrenze werfen, vielleicht auch einzelne Streifzüge auf deutsches Gebiet unternehmen würden, aber sie würden sich selbst dadurch den meisten Schaden thun. In ähnlicher Weise hörte ich den General von Moltke bei dem erwähnten Tauffeste im Neuen Palais sich aussprechen.

Weit entfernt war diese gute Zuversicht, mit der auf unserer Seite dem ausbrechenden Kriege entgegengesehen wurde, von eitlem Selbstvertrauen und hochmütiger Überschätzung eigener Kraft, wie sie in der hohlen, prahlreichen und erkünstelten kriegerischen Begeisterung sich kundgab, mit welcher die Hauptstadt Frankreichs sich selbst berauschte. Ihren tiefsten Grund aber hatte jene freudige Zuversicht nicht nur in der guten Bereitschaft unserer Armee, sondern in dem gläubigen und festen Gottvertrauen, mit dem unser Volk, vom König herab bis zum letzten Mann, in den uns so mutwillig aufgezungenen Kampf hinausgezogen ist. Dabei täuschte sich doch auch niemand über den ganzen vollen Ernst der Lage und niemand verhehlte es sich, daß selbst ein siegreicher Feldzug auch dem eigenen Vaterland die tiefsten Wunden schlagen, von unserm eignen Volke die schwersten Opfer heischen würde. Diese doppelte Stimmung ernster banger Sorge und freudiger, in Gott getroster Zuversicht hat in jenen Tagen, wie in allen Kundgebungen des Königs, in der Thronrede bei Eröffnung des Reichstages, in der Ausschreibung eines allgemeinen Fuß- und Betttages und bei andern Gelegenheiten, so auch in den Gottesdiensten, welche den ins Feld ziehenden Truppen noch gehalten werden konnten, immer wieder ihren Ausdruck gefunden.

Es ging damals ein Geist der Gottesfurcht und der religiösen Begeisterung durch unser Volk, dessen Kundgebungen hinter denen beim Beginn der Freiheitskriege in den Tagen unserer Väter nicht zurückblieben. Noch zweimal war es mir vergönnt, vor dem Ausmarsch ins Feld die Kanzel unserer Hof- und Garnisonkirche zu besteigen, um die ausziehenden Truppen aus Gottes Wort zu stärken, an die zurückbleibenden Glieder der Gemeinde Worte des Abschiedes und des Trostes zu richten. Am letzten Sonntag vor meiner Abreise ins Feld, den 24. Juli, predigte ich in der bis auf den letzten Platz gefüllten Kirche über „die Himmelsleiter, die Jakob im Traume sah“, wie sie einerseits die Herzen aufwärtsrichten soll und wie sie andererseits der herabsteigenden Gnade Gottes uns versichert. Nur einige Worte dieser Predigt mögen hier eine Stelle finden, weil sie ein Zeugnis der Stimmung sind, die in jenen Tagen allerwärts die vorherrschende war. Da hieß es im Anschluß an die Worte: „Ihm träumte und siehe, eine Leiter stand auf Erden; die rührte mit der Spitze an den Himmel und Gott stand darauf.“ „Herrliches Bild der ewigen Majestät göttlicher Allmacht, die in stiller Höhe über dem Treiben der Menschen thront, und in allen Verwirrungen und Verwickelungen auf Erden ihren Ratschluß vollenden will, die auch heute noch in die aufgeregten Wogen des Völkerlebens ihr mächtig

gebietendes: „Bis hierher sollt ihr kommen und nicht weiter!“ hineinruft. Mögen auch die sündigen Leidenschaften des Ehrgeizes und der Herrschsucht, des Eigennutzes und der Arglist zu Zeiten die Oberhand behalten über alle Gründe besserer Erkenntnis, über alle warnenden Stimmen der Vernunft und des Gewissens, mag auch das wüste Geschrei entfesselter Massen und aufgeregter Böbelhaufen jede ruhige Überlegung zurückdrängen: der Herr steht droben, nicht als müßiger Zuschauer der Ereignisse, die sich auf Erden menschlich und natürlich entwickeln, sondern als der allmächtige König, der mit gewaltiger Hand und in erbarrender Liebe alles herrlich hinauszuführen weiß. „Ich bin deines Vaters Gott“, so ruft er auch uns in diesen Tagen zu. So spricht er zu unserm Könige, der so eben im Begriffe stand, das Gedächtnis seines Vaters und alles dessen, was der Herr in schwerer, drangsalsvoller Zeit an ihm gethan, in einem Denkmal des Friedens zu erneuen, und der nun mit dem Losungsworte des Vaters: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott“ sein Volk zu einer Denkmalsfeier jener großen Tage ladet, bei der, will's Gott, die Erinnerung an der Väter Thaten zur Erneuerung derselben werden soll. „Ich bin deines Vaters Gott“, so spricht er zu uns allen, die wir berufen sind, in der Väter Fußstapfen zu wandeln und an denselben Stätten, wo sie gekämpft und geblutet haben, wo sie vielleicht für König und Vaterland gestorben sind, den Beweis zu führen, daß der Väter Geist auch in den Söhnen und Enkeln lebt. Und ist's eine zu kühne Hoffnung, wenn wir in diesen Kampf hinausziehen mit der fröhlichen Erwartung und der getrosten Zuversicht, daß auch die Verheißung an unserm Volke und Vaterland sich erfüllen wird, die dem Jakob hier auf seinen Weg mitgegeben ward: „Du sollst ausgebreitet werden gegen Abend und Morgen, Mitternacht und Mittag“? daß nun endlich die Zeit kommen wird, nach der unsere Väter sich gesehnt, und die der Fremden List und Trug, wie die Ohnmacht eigener Zerrissenheit und Spaltung in jenen großen Tagen des Befreiungskrieges vereitelt hat: die Zeit, wo das ganze deutsche Vaterland geeinigt und des deutschen Reiches Herrlichkeit von neuem aus den Trümmern er stehen wird, unter denen dieselben Feinde, gegen die wir jetzt zu Felde ziehen, und die selbstverschuldete Schwäche sie dereinst begraben haben. Oder sehen wir diese Hoffnung, für welche die besten und edelsten Männer unseres Volkes seit Jahrhunderten sich begeistert, von der die Säger der Befreiungskriege in ergreifender Weise gesungen, die unser Volk durch die trübsten Zeiten seiner Geschichte immer von neuem sich hindurchgerettet hat,

sehen wir sie nicht heute schon vor unseren Augen in Erfüllung gegangen? Hat nicht der Feinde Übermut und freche Herausforderung in wenigen Stunden zu Stande gebracht, was vor kurzem noch als das Ziel unserer Sehnsucht in weiter, unabsehbarer Ferne lag? Was wir vor wenigen Wochen noch für einen schönen Traum gehalten hätten, siehe es ist zur Wirklichkeit geworden. Ganz Deutschland, vom Fels zum Meer, vom Niemen bis zum Rhein ist aufgestanden als ein einzig Volk von Brüdern, durch alle Lande und durch alle Stämme geht das Gefühl, daß jetzt oder nie die Stunde da ist, wo die deutsche Nation wieder das Erbe der Väter antreten und den Beruf erfüllen soll, den Gott der Herr diesem Volk von Alters her gegeben hat, der Träger und Hort christlicher Kultur, der Schirm und Schutz des Friedens in Europa zu sein. Darum laßt uns, wie Jakob, als er vom Traum erwachte, fröhlich zum Wanderstabe griff und seinen Weg fortsetzte in der Gewißheit, daß Gott mit ihm war, getrost und in Gottes Namen hinziehen, wohin und wie weit es immer sein Wille ist, und alle Wehmut des Scheidens, allen Schmerz der Trennung aufgehen lassen in dem altbewährten Ruf, mit dem die Väter einst um das Panier ihres Königs sich geschart haben, unter dem sie von Sieg zu Sieg gezogen sind, in dem Ruf: „Mit Gott für König und Vaterland!“, auf daß auch wir mit dem Sänger fröhlich sprechen dürfen:

„So sei denn diese Stunde
Nicht schwerem Trennungsleid,
Nein, einem neuen Bunde
Mit unserm Herrn geweiht!
Wenn wir uns ihn erkoren
Zu unserm höchsten Gut,
Sind wir uns nicht verloren,
Wie weh auch Scheiden thut.“ Amen!

An demselben Tage durfte ich noch einer zweiten erhebenden Feier beizuwohnen, der schon erwähnten Taufe der jüngst geborenen Prinzessin des Königshauses, der Tochter des Kronprinzen und seiner Gemahlin, der jetzigen Kronprinzessin Sophie von Griechenland. Die Feier, die im Neuen Palais diesmal in einem engeren Kreise von geladenen Gästen stattfand, gestaltete sich von selbst zu einer ernststen Abschiedsfeier für das Königliche Haus. Unter den anwesenden männlichen Gästen waren nur wenige, die nicht mit ins Feld zogen. Vor allem nahte für den hohen Taufvater selbst die Abschiedsstunde von seiner Familie. Am folgenden Tage trat der Kronprinz die Reise nach München und Stuttgart an, um den Ober-

befehl über die seiner Führung anvertrauten Truppen der süddeutschen Staaten zu übernehmen. Es war ein eigenes Zusammentreffen, daß auch diesmal ebenso wie vor dem Ausbruch des Krieges von 1866, der Abreise des Kronprinzen zur Armee eine Tauffeier im eigenen Hause unmittelbar vorausging. Damals war es die Taufe der Prinzessin Viktoria, der jetzigen Prinzessin von Schaumburg-Lippe, gewesen. Wie nahe trat der Kronprinz gerade dadurch seinen Truppen, daß auch er gleich jedem Landwehrmann aus seinem glücklichen Familienkreise sich losreißen mußte. Der Ernst des Augenblicks kam, wie in der Taufrede des Hofpredigers Heym, so auch in jedem Gespräch zum Ausdruck. Insbesondere richtete der König nach der Tafel an die um ihn versammelte Hofgeistlichkeit ernste Abschiedsworte, in denen er mit Nachdruck hervorhob: wie er nur durch die unerhörtesten Herausforderungen gezwungen zum Schwerte greife. Aber auch in seinen Worten sprach sich doch die getroste Zuversicht aus, daß Gott mit uns sein werde. Auch dem mir besonders huldvoll gewogenen Prinzen Friedrich Karl durfte ich bei diesem Anlaß noch einmal die Hand drücken und ihm Gottes Segen und Beistand wünschen.

Zu einem zweiten Gottesdienste vor dem Abschied von meiner Gemeinde gab der von dem König für den 27. Juli ausgeschriebene Buß- und Betttag willkommene Veranlassung. Wohl selten mag die Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam, in der so große Erinnerungen aus alter und neuer Zeit eine beredte Sprache reden, eine ergreifendere Feier gesehen haben, als an diesem Betttag unter dem gewaltigen Eindruck des schon ausgebrochenen Krieges. Es ist sonst nicht gerade meine Gewohnheit, den alten Fritz, der unter der Kanzel schläft, in seiner Grabesruhe zu stören, aber bei diesem Anlaß mußte sein Grab mitpredigen, und nicht minder die von den Vätern in den Jahren 1813—1815 aus Frankreich, von den jetzt Ausziehenden im Jahre 1866 als Trophäen heimgebrachten Fahnen. Jakobs Gelübde: „So Gott wird mit mir sein und mich behüten auf dem Wege, den ich reise, und Brot zu essen geben, und Kleider anzuziehen und mit Frieden wieder heim zu meinem Vater bringen, so soll der Herr mein Gott sein“ (1. Mos. 28, 20), war in dieser Stunde aus aller Herzen geredet und enthielt alles, was ich für uns, die Ausziehenden, wie für die zurückbleibende Gemeinde auf dem Herzen hatte. An der zum Schluß stattfindenden Kommunion nahm fast die ganze Gemeinde teil. Dem Haupt-Altare gegenüber war noch ein zweiter aufgestellt, um bei der großen Anzahl der Kommunikanten die Austeilung des heiligen Abendmahles, die von vier

Geistlichen geschah, schneller zu bewirken. Mag man auch unter anderen Umständen gegen solche Massen-Kommunionen gerechte Bedenken hegen, in diesem Falle lag in der Menge der Teilnehmer an sich etwas Erbauliches, und wenn je eine Feier, so hat mich diese an das erinnert, was die Apostelgeschichte von der unter den Gebeten der Gläubigen sich bewegenden Stätte berichtet (Apostelgesch. 4, 31).

Am folgenden Tage schlug auch für mich die Abschiedsstunde. Mein Divisions-Kommandeur gestattete mir, dem für unseren Divisionsstab bestimmten Militärzuge voraufzufahren, um noch einmal meine in Wittelkind zurückgebliebene Frau und die Kinder begrüßen zu können. Vorher aber war mir noch eine trauliche Abschiedsfeier im Hause des Kriegsministers beschieden. Mit vier Söhnen und einem Schwiegersohne war er zum Ausmarsch ins Feld gerüstet. Noch einmal waren diese, die Verheirateten mit ihren Gattinnen, um ihn und seine Frau an der Mittagstafel vereinigt, dazu noch sein treuer Adjutant, Major von Hartrott, und einige nähere Freunde des Hauses. Alle Gespräche drehten sich natürlich nur um die bevorstehenden Ereignisse des Krieges. Aber von einer weinerlichen und weichen Abschiedsstimmung war ebensowenig die Rede, wie von übermütigem Siegestaumel. Eine freudig gehobene und doch eine tief ernste Stimmung gab sich in jedem Worte kund, das über Tisch geredet wurde, wie auch in jedem Hoch, das auf die Scheidenden und Zurückbleibenden ausgebracht wurde. Wohl klang es ja ermutigend, wenn der Hausherr erzählte, daß er alle seine häuslichen Angelegenheiten geordnet und seine Rechnungen bezahlt habe, mit Ausnahme der für die letzte Champagnerlieferung, die er in Reims an Ort und Stelle zu begleichen gedente, wie er es denn auch wirklich gethan hat; wohl sprach er die Hoffnung aus, „daß wir die roten Buchsen stramm ziehen würden“, wohl rühmte er, daß Deutschland nie eine schönere und entsprechendere Armee gesehen habe, als sie jetzt Stunde um Stunde an der westlichen Grenze sich versammle, aber er unterließ es doch auch nicht, hinzuzusetzen: dennoch wollen wir nicht „Fleisch für unsern Arm“ halten, sondern nur „durch und mit Gott Thaten“ thun; denn, so fügte er hinzu, „ich kenne der Leichdörner und schwachen Beine genug, um die Möglichkeit des Stolperns nicht zuzugeben“. Nächst König Wilhelm selbst war vielleicht keiner so wie sein Waffenmeister dessen sich bewußt, wie hoch das Spiel, wie groß die Einsätze waren. Gelegentlich gab er wohl aber auch seinem Unwillen über die Sinnlosigkeit der Kriegsveranlassung, über das schurkische Gefindel, das nach Lüge stinkt und vor Eitelkeit bersten

möchte, in den drastischen Ausdrücken, wie er sie manchmal liebte, in sehr unzweideutiger Weise kund.

Der Kommandeur eines Bataillons des Kaiser Franz-Regiments gestattete mir, den Militärzug, der sein Bataillon an die westliche Grenze brachte, zur Fahrt nach Halle zu benutzen, und so konnte ich mich in Wittekind noch anderthalb Tage des Zusammenseins mit meiner Frau erfreuen, bis am Sonnabend den 30. Juli gegen Abend der Militärzug unseres Divisionsstabes in Halle eintraf, dem ich mich nach herzlichem Abschied von den Meinen angeschlossen.

